

... dass es passt, muss der Anzug sitzen

Autor(en): **Brunner, Stella**

Objektyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Die : Lesbenzeitschrift**

Band (Jahr): - **(1999)**

Heft 14

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

... dass es passt, muss der Anzug sitzen

Eine Buchbesprechung

Die Biographie von Diane Middlebrook kann nie und nimmer das Geheimnis lüften, weshalb Dorothy Tipton sich das unwahrscheinliche Bestreben auflud, dem Schicksal zu entrinnen, sich als Frau durchs Leben schlagen zu müssen.

Billy Tipton hinterliess, als er 1989 75jährig starb, keine verlässlichen Spuren, die seinen Entscheid mit einsichtigen Beweggründen aufgeschlüsselt hätten. Das Spannende an diesem Buch ist des Rätsels Nichtlösung und das unbegrenzte Werweisen, das daraus hervorgeht.

Der Originaltitel lautet «Suits me». Er passt mir besser als die Übertragung «Er war eine Frau», weil er auf das anspielt, als was sich das Leben von Billy Tipton entpuppt hat – geleitet vom Zauberwort «suit»: anpassen, übereinstimmen, passen zu. Überdies hatte Billy ein Flair für schicke, edle Anzüge – «suits» auf Englisch. In der deutschen Fassung wurde dem Titel die Unterzeile «Das Doppelleben des Jazzmusikers Billy Tipton» angefügt. Das passt mir überhaupt nicht, denn mit knapp zwanzig entschied Dorothy Lucille Tipton, sich als Mann zu behaupten – mit dem selbstgewählten Namen «Billy». Also zog sie gutsitzende Anzüge an und stellte sich als begabter, tatenhungriger Musiker vor, als Liebhaber von Frauen und als humorvoller Unterhalter. Folglich gestaltete sie sich mit wachsendem Erfolg auf zauberhafte Weise ein einzigartiges Leben, das das Doppelte konsequent auslöschte.

Ich halte mich an seinen Entscheid, den er mit zirka dreissig fällte, Tag und Nacht als Mann zu leben, und ich schreibe von «ihm» in der darauf folgenden Zeit und in der Zeit davor von «ihr».

Der Titel des Buches zupfte an vibrierenden Saiten in mir. Manchmal fallen frau Bücher in den Schoss, nach denen sie Hunger verspürt, ohne genau zu wissen, wie und wo suchen, um den Hunger stillen zu können.

Die Lebensgeschichte von Billy Tipton taucht in meiner eigenen Lebensgeschichte zu einer Zeit auf, als diese mir als Musikerin ziemlich harzig erscheint. Konzerte und Auftrittsmöglichkeiten lassen sich den VeranstalterInnen nur noch mit nimmermüden Überredungskünsten abtrotzen. Sie ihrerseits beklagen den immer dünner werdenden Publikumszustrom, weil die Menschen auch hierzulande notgedrungen wegen Armut oder einfach aus Einfallsarmut dort Abstriche machen, wo nur viel Neugierde zu locken vermag. Meine Begierde nach Musizieren vor Publikum wird mit der verstummenden Nachfrage in die Wüste getrieben. Kommt dazu: Eine mir wichtige Mitmusikerin und Sängerin bekommt in Bälde ein Baby – folglich Babypause. Des weiteren verabschiedete sich zu Beginn des Herbstes eine bekannte, mit mir befreundete Sängerin aus dem Leben. Ihre wundervolle Stimme verstummte nach und nach ob all der Düsternis, die so gemein und auf-sässig über sie herfiel.

Es scheint sich einiges dagegen zu wenden, dass ich mich als Musikerin weiterhin behaupte – ich bin aber weit entfernt von der Zeit, in der sich Dorothy Tipton als Musikerin zu behaupten versuchte: die Zeit der Depression (20er/30er Jahre). Um so gebannt las ich all die Schilderungen der Lebensverhältnisse jener Zeit, die die Autorin erforschte und zusammentrug: über Prohibition, «Rassen»trennung und Wirtschaftsmisere.

Die Beschäftigung mit Extremen der Geschichte ist mir immer wieder Gedankenstütze für mein Hirnen in meinem Gerichtsgerangel. Es harzt und splittert in meiner Umgebung. Vielfalt und Feinheiten werden zermantscht im dahinsprechenden Hauptstrom. Existentielle Sorgen, Nöte und Ängste werden plattgewalzt von anschwellendem Hauruck-Gezeter.

Die Geschichte der Depression im Mittleren Westen der USA schüttelte mich schon einmal durch, als ich vor ein paar Jahren den historischen Roman «Früchte des Zorns» von John Steinbeck las.

Bei Biographien habe ich oft Mühe mit der Auflistung von Namen und Daten und Orten, die ich im Seitenumdrehen wieder aus dem Kopf verliere. Die Autorin schaffte es jedoch, dass ich all die Verästelungen in Billys Herkunft und Gedeihen mit wunderlicher Aufmerksamkeit verfolgen konnte. Eine lobenswerte Einrichtung ist der aufgezeichnete Stammbaum, an den ich mich immer wieder anlehnen konnte, wenn mir Ehebünde, Zeugungen und Gezeiten abhanden kamen.

Es ist erstaunlich, dass Diane Middlebrook so unterhaltsam Lebensgeschichte aufzuzeichnen vermag, wo sie doch Dichterin ist und sich als solche der Poesie und den Poetinnen verschrieben hat.

Faktisches und Zitiertes

Diane Wood Middlebrook ist Dichterin. An der Stanford University (USA) hält sie Vorlesungen über Poesie, PoetInnen und feministische Studien. Sie lebt in San Francisco und London. Ihre Biographie über die Dichterin Anne Sexton wurde mit dem Pulitzerpreis ausgezeichnet.

In Spokane, wo Billy Tipton bis zu seinem Tode gelebt hatte und wo Diane Middlebrook aufgewachsen ist, kam es 1991 zu einem Treffen zwischen Kitty Tipton Oakes, der früheren Frau von Billy, und der Autorin, die ihre erste Biographie vorstellte. Kitty Tipton fragte D. M., ob sie Interesse hätte, die Lebensgeschichte von Billy Tipton aufzuschreiben. D. M. sagte zu und machte sich an die mehrjährige Forschungsarbeit. Da Billy Tipton nichts Schriftliches über sich und sein kompliziertes Leben zurückgelassen hatte, musste alles erfragt werden bei Menschen, die ihn gekannt hatten. Da ist Gegensätzliches, Halbwah-



Die Lebensumstände, in die Dorothy Tipton hineingeboren wurde, waren alles andere als armselig – trotz der wirtschaftlichen Misere. Ihr Vater G. W. war in Motoren vernarrt und ein waghalsiger Flieger. Ihre Mutter Reggie war eine tolle Ragtime-Klavierspielerin und eine begabte Sängerin, die sich glänzend in Pose warf. Leider wurde sie von G. W. geradewegs von der High-School in die Ehe abgeführt und konnte so ihre wunderbaren Talente nicht weiter ausschöpfen. Reggie war sechzehn und ungeheuer verliebt. G. W. war gerade einundzwanzig. Ein Jahr darauf kam Dorothy zur Welt. Die Mutter lehrte sie Ragtime, der Vater liess sie ein Fahrzeug mit Motor steuern. Mit der Ehe konnte es nicht gutgehen. Es kam noch ein Bruder dazu, und dann wurde 1927 das streitende Paar gerichtlich geschieden. Die Mutter liess sich unverzüglich in einem neuen Hafen ehelicher Pflichten festtauen. Die beiden Kinder kamen unter die Fittiche der zwei Schwestern des Vaters, die beide kinderlos blieben. Sie bekamen eine gute Ausbildung an einer renommierten Musikschule. Dorothy erlernte Klavier, Geige und Saxophon. Ihre Tante, die sich gerne an Glamour-Stelldicheins aufhielt, brachte sie in Berührung mit dem Showbusiness. Sie traf Travestiestars und berühmte Sängerinnen hinter der Bühne. Kansas City versprühte Funken in jenen Jahren (Ende 20er, Anfang 30er) in den Jazzlokalen und in den Nacht- und Variétéclubs. So stellten sich die Weichen für Dorothy. Sie spielte auf dem Saxophon und dem Klavier mit Feuer und Inbrunst Jazz – nachts vor dem Radio, das Konzerte übertrug aus den Clubs in New York. Aber es war ihr verwehrt, in der College-Jazzband mitzuspielen, weil die Jungs unter sich bleiben wollten.

res, Zusammengereimtes und das eine oder andere Aha-Erlebnis an den Tag gekommen. Was D. M. zusätzlich anspornte, in Billys Lebensumstände einzutauchen, war ihr Interesse für die Geschichte der 20er und 30er Jahre. So widmete sie diese Biographie ihrer Mutter, die diese Zeit erlebt hatte und immer wieder betonte: «Um sie verstehen zu können, muss man die Depression erlebt haben.» D. M. schreibt: Sie hat sie erlebt, und ich inzwischen auch.

Dorothy Lucille Tipton kam am 29. Dezember 1914 in Oklahoma City zur Welt und wurde im Sommer 1933 als Billy Lee Tipton wiedergeboren.

... Mein Vater, erzählt eine Cousine, sah einmal, wie Dorothy sich mit ein paar Jungs prügelte und fragte ihren Vater: «Hast du keine Angst, dass sie der Kleinen weh tun?» Er meinte, nein, Dorothy würde schon mit ihnen fertig werden.

... In ihrer Kindheit spielte sie, was sie hörte, so wie ein Kind eine Sprache erlernt. Klaviermusik war für sie eine ihrer Muttersprachen.

... Wenn sie als Jazzmusikerin Karriere machen wollte, musste sich Dorothy über die «Boys only»-Beschränkungen hinwegsetzen, alles aufnehmen, was sie hörte, und üben, üben, üben. Es gab Frauen, die Jazz spielten. Wie Mary Lou Williams, die über ihre eigenen Anfänge sagte: Sie sehen nicht mehr die Frau, wenn man wirklich spielen kann. Wenn Frauen Talent haben, helfen ihnen auch die Männer. Und wenn man ständig mit Männern zusammenarbeitet, denkt man schliesslich auch wie ein Mann, wenn man spielt. Man wird automatisch stark, was nicht bedeutet, dass man seine Weiblichkeit verliert.

... Sie war ständig auf Jobsuche, konnte aber 1934 einfach nichts finden, erzählt eine Cousine. Dann kam Dorothy die rettende Idee. Eine Band suchte einen Saxophonspieler. Damals war es absolut unüblich, dass Frauen mit Bands auf Tournee gingen – es schickte sich einfach nicht. Dorothy sagte sich also: «Wenns als Frau nicht geht, dann vielleicht als Mann.» Sie umwickelte sich den Brustkorb mit einem alten Bettlaken und befestigte es. Irgendwoher hatte sie sich auch Männerkleidung besorgt. Und als junger Mann verkleidet hat sie dann den Job gekriegt und ging mit der Band auf Tournee.

... Ab 1934 tat sich Dorothy mit Non Earl, einer sogenannten «He-She», zusammen. Sie traten als Paar auf, und

Dorothy gefiel es, den männlichen Part zu übernehmen. Non Earl hat ihr wohl auch einiges an «Frau mit Frau»-Wissen und -Erfahrung beigebracht. Wie in anderen Städten, in denen das Showbusiness Frauen zusammenbrachte, die sich ausserhalb der Normen bewegten, gab es auch im boomenden Oklahoma City eine spezielle sexuelle Geographie, die eine homosexuelle Subkultur, wie wir es heute nennen würden, einschloss. Das hielt sich jedoch alles sehr bedeckt. Es gab für eine Frau, die weibliche Gesellschaft suchte, verschiedene Orte, an denen sie sich umschauen konnte. Ein Musiker, der sich auf beiden Seiten der Trennlinie zwischen Schwarz und Weiss bewegte (Oklahoma City hatte nach «Rassen» getrennte Wohn- und Vergnügungsviertel), behauptete, die schwarzen Frauen seien besonders kühn gewesen. Den farbigen Frauen, die zur Lesbenfraktion gehörten, war es ganz egal, ob ihre Geschichten bekannt wurden, sagt er. Und sie haben sich regelrecht um die Frauen geprügelt. Sie verkündeten: «Ich brauch keinen Mann, ich hab mir ne Frau besorgt.»

Im weissen Teil von Oklahoma City waren die Lesben auch vertreten, aber es wurde nicht darüber gesprochen, und man wusste nie genau, welche das waren.

... 1989, nachdem Billy Tipton gestorben war: Die herbeigerufenen Sanitäter legten den leblosen Körper von Billy Tipton auf den Boden seines Wohnmobils, knieten sich über ihn und öffneten seine Pyjamajacke, um seinen Herzschlag zu fühlen. Einer wandte sich zum Adoptivsohn, der bei seinem Vater gelebt hatte, und fragte ihn: «Sag mal Junge, hat dein Vater eine Geschlechtsumwandlung gehabt?» William kam etwas näher und blickte kurz auf den Oberkörper seines Vaters, dann taumelte er gegen das Fliegengitter der Tür und das Treppchen des Wohnwagens hinunter.

... In den letzten vierzig Jahren hat niemand ausser Billy diesen Oberkörper nackt gesehen, nicht einmal die Frauen, die seine Lebensgefährtinnen gewesen waren. Billy legte grossen Wert auf Discretion, erklärten sie später. Er verriegelte stets das Badezimmer, wenn er sich wusch und ankleidete. Wer seine Angewohnheiten kannte, wusste, dass er sich den Brustkorb bandagierte, um – wie er behauptete – seine Rippen zu schützen, die er sich bei einem Unfall gebrochen hatte, als ein Buick seinen Körper rampte.

Sie scheute nichts, um dahin zu gelangen, wo es sie hinzog – auf die Bühne, um dort Jazz, vor allem Swing, zu spielen und die Leute mit komischen Rollen zu unterhalten und zum Lachen zu bringen. Sie hatte sich früher erfolgreich mit den Jungs geprügelt, und nun wollte sie ihnen nicht kampflös das Terrain überlassen, zu dem sie sich so leidenschaftlich hingezogen fühlte. Der Kampf bestand darin, alles zu unternehmen, um als weiblicher Musiker angesehen, anerkannt und geschätzt zu werden. Das hiess, sich die männlichen Gesetze und Gepflogenheiten in Geist und Leib einzutrichern. Es gab zu jener Zeit wohlbermerkt auch schon Jazzmusikerinnen, die Erfolg hatten. Dorothy lernte ein paar kennen. Doch offensichtlich musste sie für sich den Weg wühlen, der auf der Hand lag – oder in der Natur der herrschenden Zustände: Es schien für sie einfacher zu sein, im herrlichen Anzug die Bretter der Welt zu betreten, um sich der Gunst der Agenten und Musiker zu versichern. Die Erfahrungen gaben ihrem Entscheid, der so viele schwierige und unglaubliche Konsequenzen hatte, Recht. Billy Tipton konnte sich in die Gunst der Beteiligten und Zuschauenden spielen. Animierend für sein existentielles Versteckspiel und das täuschende Imitieren der Geschlechtsrolle war der Trend jener Zeit, das zu kopieren, was garantiert Erfolg und damit Dollars einbrachte. Im Jazz spielten die Weissen die Rhythmen und Töne der Schwarzen nach. Zig Bands gab es, die sich in der Provinz ihr Geld verdienten, indem sie wie Benny Goodman und sein Orchester tönnten. Auf der Bühne betörte Billy das Publikum, indem er als singende Göre auftrat, also die zweifache Travestie hinauberte.

... Jeder erfolgreiche Schmalspurnusiker jener Zeit war gleichzeitig auch ein geschickter Imitator. /.../ Zum Beispiel interpretierte Billys Trio häufig den durch Louis Armstrong berühmt gewordenen Song «Exactly like you». Billy hatte die verschiedenen Bedeutungen dieses intelligenten Liedes schon sehr früh erkannt und erfand ihn – in unentdeckter Hosenrolle – für den Rest ihres Lebens immer wieder neu.

... Indem sie verschiedene, traditionell für das andere Geschlecht bestimmte Rollen spielte, bewies Billy, dass *gender* vor allem Darstellung ist: *Sie* war der Akteur, *er* die Rolle.

Diane Wood Middlebrook: *Er war eine Frau.*
Das Doppelleben des Jazzmusikers Billy Tipton
(Malik Verlag, München 1999, 400 S., Fr. 42.50)



Um die Gunst der Männerrunde und des Publikums heischend, ging er sogar so weit, frauen-, homosexuellen- und travestiefreundliche Witze zu erzählen. Und damit komme ich zur Bedenklichkeit, die Billys Geschichte hervorruft. Auf der einen Seite hatte er sich in zauberhafter Manier freie Bahn geschaffen, um seine Träume wahrzumachen, auf der anderen Seite hatte er sich festgebunden und gefesselt in seiner Rolle, und er hat für mein Gefühl seiner Furcht, dass es ein Leck geben und er Schiffbruch erleiden könnte, zuviel Tribut zahlen müssen: seine extreme aufgesetzte Menschenverachtung (was *gender*-Vielfalt und gleichgeschlechtliche Liebe angeht) und die Tatsache, dass er seine mit viel Einsatz und Können errungene Karriere als Jazzmusiker an der Schwelle zum krönenden Erfolg abbrach. Und zwar einfach aus Furcht, dass ihn öfters Menschen auf seine anerzogene Identität ansprechen könnten, wenn er nun mit seinem erfolgreichen Quartett in L. A. oder New York auftreten würde. Er hatte sein soziales Umfeld – Geliebte und Ehefrauen, Adoptivkinder, Musiker und Freunde – so unwahrscheinlich überzeugend bezaubert mit seinem männlichen Wesen, dass er diese seine heile Welt unter keinen Umständen in die Luft fliegen lassen wollte. Nach Auftritten in Las Vegas, wo er gefeiert wurde mit seinem Quartett, beschloss er, sich in der Provinz – in Spokane – niederzulassen, wo er früher schon mal gelebt hatte, und stiess damit alle vor den Kopf. Seine Musiker waren enttäuscht. Das Quartett löste sich auf. Er wandte sich vermehrt der Agenturtätigkeit zu und setzte sich für andere Musiker ein. Mit seiner fünften Frau sorgte er für drei adoptierte Söhne, die ihm als übermütige Teenager das Leben ziemlich schwer machten.

Die Lebensgeschichte von Billy Tipton kommt mir in vielem nahe: in seiner Leidenschaft zu musizieren, von der Bühne aus die Menschen vergnügt und selig zu machen, sich ins Zeug zu legen; das Eintauchen – lebenslang – in das Nachtleben, dort,

wo die Menschen feiern, trauern und auf den Hund kommen – die verwischte, entrückte Realität im Zwielflicht.

Billy Tipton gestaltete sein Leben mit einer beeindruckenden Disziplin und sozialen Verantwortung, auch wenn er stets ein Standbein in der Welt des Vergnügens haben musste.

All seine Sorgfalt, Umsicht und Vorsicht hatte gewiss auch damit zu tun, dass er seine Mission im Reich der zwei Geschlechter nicht verraten und auffliegen lassen wollte. Er muss wohl immer in einem Zustand der Anspannung und Furcht gelebt haben. So ist es nicht verwunderlich, dass er in späteren Jahren von einem Magengeschwür gepeinigt wurde. Er wollte aber keinen Arzt aufsuchen.

Es gab ein paar wenige Menschen, die Bescheid wussten. So auch seine Mutter, versteht sich. Aber diese Menschen behielten das Geheimnis für sich, weil sie genug Achtung verspürten gegenüber der Mühe und der Anstrengung, die es Billy kostete, sich als Musiker durchs Leben zu wringen.

Wir dürfen annehmen, dass es nicht nur Leid und Kampf gegeben hat auf seinem Weg. Es tat ihm offensichtlich gut, Mann zu verkörpern und zu sein, und seine selbst erschaffene Rolle so perfekt zu behaupten, vor allem auch in den Liebesbeziehungen und «Ehen» mit Frauen. Die sozialen Zwänge und die Anpassung an ein «normales» Leben, das Tabu «Sex und Geschlechtlichkeit», das vieles im dunkeln beliess, schufen wohl eine Übereinstimmung, die glücklich und zufrieden stimmte – im grossen Ganzen, in der Liebe und im Intimen zwischen ihm und seinen Geliebten und Ehefrauen. Mindestens eine Ehefrau gab zu, sie habe Bescheid gewusst. Bei den anderen ist das Einstehen für ihren Ehemann, indem sie angaben, sie hätten nichts Gegenteiliges festgestellt, vielleicht eine schonungsvolle Unwahrheit. Eine Zauberei ist diese Lebensgeschichte! Unglaublich.

Stella Brunner

